

# Teilhabe am Gemeinwesen fördern - Möglichkeiten der Unterstützten Kommunikation

von Susanne Mischo

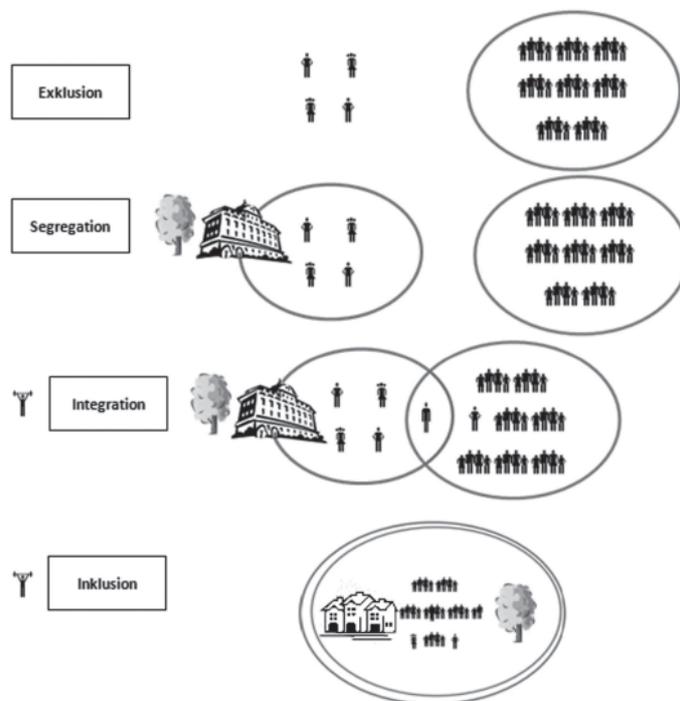


Abb. 1: Von der Exklusion zur Inklusion (in Anlehnung an Sander 2003 nach Frühauf 2008, 14-29 und Boban, Hinz 2004)

**Nicht an  
Zeiten, Orte,  
Menschen  
oder Aktivitäten  
gebunden**

Kommunikation findet überall statt. Sie ist nicht gebunden an bestimmte Zeiten, Orte, Menschen oder Aktivitäten - Kommunikation ist übergreifend und alltagsimmanent. Dabei ist das Gelingen von Kommunikation *Grundlage für Teilhabe* an allen gesellschaftlichen Lebensbereichen, man tritt in Kontakt, baut Beziehungen auf und empfindet oder signalisiert Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft.

**Als gleichwertig wahrnehmen und verstehen**

Das Fachgebiet der Unterstützten Kommunikation befasst sich mit dem Gelingen von Kommunikation unter der Voraussetzung von Kommunikationsbeeinträchtigungen. Es fragt danach, wie Menschen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen darin unterstützt werden können, sich verständlich auszudrücken oder das Gesagte zu verstehen. Es fragt aber auch danach, wie Personen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen vom Gegenüber als gleichwertige Kommunikationspartnerinnen und Kommunikationspartner wahrgenommen und verstanden werden können. Insbesondere die zweite Frage erhält in Zeiten der Debatten um gesellschaftliche Teilhabe eine besondere Relevanz.

## Menschen mit Beeinträchtigungen in der Gesellschaft

### Von der Exklusion zur Inklusion

Menschen mit Beeinträchtigungen bewegen sich nicht weiter ausschließlich in Sondersystemen, sondern sind mehr und mehr aufgefordert, an gesellschaftlichen Regelsystemen zu partizipieren. Dies war nicht immer so. Die folgenden Ausführungen skizzieren den Weg hin zu dieser Entwicklung (in Anlehnung an Sandern 2003 nach Frühauf 2008, 14-29 und Boban, Hinz 2004):

In der *Phase der Exklusion* wurden Menschen mit Beeinträchtigungen aus der Gesellschaft ausgeschlossen, sie hatten keinen Zugang zum Bildungs- und Erziehungssystem, sondern lebten entweder zu Hause oder in so genannten „Anstalten“.

In den 60er bis 80er Jahren folgte die *Phase der Segregation*. Hier herrschte der Fürsorgeansatz vor. Es entstanden zunehmend spezialisierte Sondereinrichtungen (häufig im idyllischen Grün weitab der nächsten Dörfer oder Städte), in welchen Menschen mit Beeinträchtigungen auf der Grundlage von Barmherzigkeit und Nächstenliebe „betreut“ wurden. Die Einrichtungen waren durch ein hohes Maß an Fremdbestimmung gekennzeichnet, der Tagesablauf und das Leben der Menschen war umfassend festgelegt.

Rahmenbedingungen wie beispielsweise große Schlafsäle oder Gemeinschaftsbäder prägten das Gesicht dieser Einrichtungen. Es gab Abteilungen für so genannte „bildbare“ Personen und Pflegeeinrichtungen für „bildungs- und erziehungsunfähige“ Menschen. An dieser Institutionalisierung wurde deutliche Kritik zunächst aus den USA und Skandinavien laut, die den Ausschluss aus gesellschaftlichen Regelsystemen und die Strukturen der so genannten „totalen Institutionen“ (Goffman 1961) verurteilte.

Damit folgte Ende der 70er und Anfang 80er die *Phase der Integration*. Das Normalisierungsprinzip und Empowerment-Gedanken kamen auf. Soziale Integration wurde gefordert und erste freiwillige Begegnungsräume, insbesondere im Freizeitbereich, aber auch erste Schulversuche, entstanden. Gemäß dem Normalisierungsprinzip wurde ein Lebensrhythmus und -standard „so normal wie möglich“ beansprucht und mit dem Selbstbestim-

mungsparadigma in den 80er Jahren der Slogan: „Nichts über uns ohne uns“ formuliert. Man wollte weg von der Integration als Freiwilligkeit hin zur selbstverständlichen Teilhabe in der Gesellschaft.

Mittlerweile wurde die *Phase der Inklusion* betreten, derzeit vorangetrieben durch die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, die am 26. März 2009 in Deutschland in Kraft getreten ist (zu der Bedeutung der UN-Konvention für UK siehe Seiler-Kesselheim; Wachsmuth ab 16.024.001 in diesem Band). Ohne die durchaus kontrovers geführte Debatte um den Begriff der Inklusion hier wiederzugeben, sei darauf hingewiesen, dass mit Inklusion – verkürzt gesagt – die soziale Teilhabe an Regelsystemen von Geburt an gefordert ist: also beispielsweise der gemeinsame Besuch des Kindergartens von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung, der gemeinsame Schulbesuch sowie die gemeinsame Teilhabe am Arbeitsmarkt. Gemeint sind auch ein Leben in einem gemeinsamen Lebensumfeld und die Teilhabe am Leben in der Gemeinde, so dass gemeindenahere Wohnformen eine zentrale Bedeutung erhalten. Man möchte erreichen, dass eine Gemeinde für alle ihre Bürgerinnen und Bürger die Verantwortung übernimmt anstelle dies Sondersystemen zu überlassen. Daher sollen spezialisierte Angebote nachrangig behandelt werden und – wenn dennoch notwendig – direkt im jeweiligen gemeinsamen Lebensbereich selbst angeboten werden.

Die Zielperspektive des lebendigen Miteinanders in der Gesellschaft gibt gelingenden Kommunikationsprozessen auch über die Familie und besuchte Einrichtungen hinaus eine besondere Bedeutung.

### **Präsenz und Aktivitäten im Sozialraum**

Menschen mit Beeinträchtigungen bewegen sich nicht länger ausschließlich in ihrem engsten Umfeld, sondern sind zunehmend in ihrem Gemeinwesen – vergleichbar mit dem Begriff des sozialen Nahraums – präsent und aktiv. Wie man den Raum, den man innerhalb des Alltags nutzt, betrachten kann, machen Preis und Thiele (2002) in klarer Nähe zu Baacke (1980, 501) deutlich. Nach ihrem Modell gliedert sich der Sozialraum – hier verstanden als Wohnumfeld<sup>1</sup> – in drei Bereiche auf (vgl. Franz; Beck 2007, 35):

■ *Sozialräumliches Zentrum:* Meist stellt die eigene Wohnung diese kleinste Raumeinheit dar. Sie bietet Raum für Schutz, Rückzug, Privatsphäre, Intimität, Gestaltung und Erholung.

■ *Sozialer Nahraum:* Gemeint ist hier meist die Gemeinde oder der Stadtteil. Dieser Raum bietet Gelegenheit zur Versorgung mit Waren und Dienstleistungen, ist Begegnungsraum, stellt die Möglichkeit zur Knüpfung und zum Erhalt sozialer Beziehungen dar und ist politischer Aktionsraum.

■ *Sozialräumliche Peripherie:* Dieser Raum wird nur sporadisch zu Freizeit- und Erholungszwecken, zu Kultur- und Naturerlebnissen aufgesucht.

Die Zuordnung eines Ortes zum jeweiligen Raum orientiert sich an der Funktion des Ortes, an der Häufigkeit und Dauer der Nutzung sowie an der Entfernung zum sozialräumlichen Zentrum. Lebensbereiche wie beispielsweise Schule und Arbeit, die nicht zwingend im sozialen Nahraum liegen, aber in denen wir viel Zeit verbringen, werden in diesem Modell nicht explizit berücksichtigt. Franz und Beck (2007) kritisieren dies und sehen das Modell um den sogenannten *Verflechtungsbereich* erweitert, dem sie diese Lebensbereiche zuordnen (vgl. ebd.). Baacke (1980) hat diesen Bereich ursprünglich als „ökologische Ausschnitte“ bezeichnet (ebd. 501).

Insbesondere der soziale Nahraum und die sozialräumliche Peripherie gewinnen mit Blick auf gesellschaftliche Teilhabe eine besondere Bedeutung. Hier werden vielfältige Aktivitäten durchgeführt, bei denen für eine volle und wirksame Teilhabe gelingende Kommunikationsprozesse unentbehrlich sind. Hier einige Beispiele:

■ Wir nehmen den Einzelhandel in Anspruch, gehen einkaufen.

■ Wir nehmen Dienstleistungen in Anspruch, gehen zum Frisör.

■ Wir begehen gemeinsam Feierlichkeiten zum Beispiel Hochzeiten oder Geburtstage.

■ Wir nutzen Bildungs- und Kulturangebote wie VHS, Bibliothek, Museum.

■ Wir sind politisch aktiv, gehen wählen oder sind im Gemeinderat engagiert.

■ Wir nutzen das Gesundheitswesen, gehen zu Ärzten oder Therapeuten.

■ Wir gehen Freizeitaktivitäten nach, gehen ins Kino

■ Wir sind im Verein aktiv, zum Beispiel im Fußballverein.

### **Kommunikationspartnerinnen und Kommunikationspartner im Gemeinwesen**

Nicht ausschließlich Familienmitglieder, Freunde und Verwandte, Bekannte und bezahlte Fachkräfte spielen damit als Kommunikationspartner eine wesentliche Rolle, sondern gerade auch die gelingende Kommunikation mit fremden, nicht vertrauten Personen. Bewegt man sich in den Diensten und Einrichtungen des Gemeinwesens, so trifft man auf unterschiedlichste Menschen, mit welchen man zu unterschiedlichsten Inhalten kommuniziert. Während es beim Einkaufen oder bei der Inanspruchnahme von Dienstleistungen insbesondere darum geht, soziale Floskeln („Guten Tag“, ...) sowie Informationsaustausch und Appelle („Ich hätte gerne ...“) zielsicher anzuwenden

### **Phase der Inklusion**

### **Volle und wirksame Teilhabe**

### **Nicht vertraute Personen**